

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2015)
Heft: 2

Artikel: Handwerk als Wahrnehmen und Formgeben : eine Perspektive für die alpine Peripherie
Autor: Perger, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-513622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beiträge

Handwerk als Wahrnehmen und Formgeben – eine Perspektive für die alpine Peripherie

Josef Perger

Im Rahmen des Forschungsprojektes «Orte schaffen» (Lehrstuhl Caminada, ETH Zürich) beschäftigen wir uns vor allem mit Möglichkeiten für die soziale, ökonomische und kulturelle Stärkung der alpinen Peripherie. Das relativ offene Forschungsgebiet liegt in den Bereichen *Regeln für das Bauen, Handwerk, Tourismus, Landwirtschaft*. Eine besondere Herausforderung ist der adäquate Umgang mit nicht mehr genutzten Bauten, mit Stadeln, Ställen, Maiensässen und anderen Gebäuden, die für frühere Landwirtschaftsformen errichtet wurden. Sie gelten oft als schöne und unverzichtbare Elemente der Kulturlandschaft. Ihrer Erhaltung fehlt jedoch die selbstverständliche Basis des aktuellen Nutzens. Häufig sieht man in einer touristischen Nutzung die einzige Möglichkeit für Wertschöpfung aus den zu erhaltenden Gebäuden. Die dafür notwendigen Transformationen erweisen sich in der Regel als schwierig und im Ansatz als fragwürdig. Davon wird im Folgenden nicht direkt die Rede sein. Es geht hier um eine konkrete Alternative zu der vorherrschenden touristischen Option für den alpinen Raum, wobei ein Gleichgewicht unter mehreren Perspektiven das Fernziel bleibt. Im Sinne einer langfristig wirksamen Massnahme geht es auch um künftige Nutzungsmöglichkeiten für bestehende Bauten.

Manchmal ist die sinnvolle Umnutzung eines wertvollen Baubestands ein unmittelbarer Anlass für die Suche nach solchen Alternativen. Dies ist ein Anliegen, das in Graubünden auch der Bündner Heimatschutz verfolgt, der darin eine grosse Erfahrung hat. Im jeweils konkreten Fall stellt sich die Frage nach Möglichkeiten einer langfristigen Nutzung. Diese ist nur zu erreichen, wenn hinter der ins Auge gefassten Nutzung Wirtschafts- und Lebensformen stehen, die relativ stabil und zukunftsfähig sind. Auf dieser grundsätzlichen Ebene des Fragens wird die Suche besonders schwierig und die Antworten fallen in der Regel kontrovers aus.



Wir kennen die Voraussetzungen der Peripherie, die es einmal gegeben hat: Selbstversorgung mit vielfältigen, Jung und Alt erfüllenden Kompetenzen in Landwirtschaft und Handwerk. Beide zusammen haben ehemals für die wichtigsten Bedürfnisse vor Ort gesorgt. Das scheint unwiderruflich vorbei zu sein. Man lebt heute von Dingen, die teilweise von weit her importiert werden. Die im eigenen Raum produzierbaren sind zu wenige, stehen im Ruf, in der Herstellung zu teuer zu sein, hinken vielleicht nach, wenn es um das Neueste geht. Kurz, man zieht sie vielfach gar nicht in Betracht. Das Geld für die herbeigebrachten Waren kommt im Alpenraum vom Tourismus, aus Service-Dienstleistungen und aus dem Transfer von Mitteln aus den Ballungsräumen.

Könnte das anders sein oder müssen wir uns damit abfinden? Wir haben uns das vor etwas über zehn Jahren für den Vinschgau gefragt. Wir haben dabei festgestellt, dass der Tourismus im Vinschgau nicht unbedingt eine Sehnsuchtsdestination beruflicher Entwicklung ist. Dies gilt vermutlich auch für die Bewohner vieler Bündner Täler. Und zweitens haben wir festgestellt, dass es eine noch vorhandene Basis landwirtschaftlicher und handwerklicher Praxis gab und gibt, die allerdings im Würgegriff der genannten Handelswaren steht. Das Handwerk drohte und droht zum Mon-

Übung im Entwickeln von Ornamenten im Klosterhof Müstair.

tagehandwerk für immer stärker vorgefertigte Dinge zu werden; Dinge, über die niemand so ganz glücklich ist, aber deren Funktionieren in einer logistisch sehr gut organisierten Form erreichbar ist: Anruf beim Lieferanten im Ballungsraum, routinierte Montage, Garantie innerhalb eines Zeitraums, der vom Hersteller vorgegeben wird.

Die hier sich aufdrängende Frage war: Wie könnte sich die Situation verändern, damit das Handwerk aus dieser scheinbar unaufhaltsamen Entwicklung herauskommt, damit die Handwerker das tun können, was sie viel lieber tun würden, nämlich *Material wählen, mit ihren Händen und nach ihren Ideen formen und damit etwas Begehrtes schaffen?*

In vielen Diskussionen und wiederholten Anläufen stellte sich heraus, dass man an sehr basalen Dingen arbeiten müsste. Denn das genannte Ziel braucht Handwerker, die in der Lage sind, ihren besonderen Standpunkt zu finden und zu bestimmen, Menschen, die eine eigene berufliche und persönliche Identität herausbilden können. Dafür braucht es wiederum Wahlmöglichkeiten in der Bildung. Die sind in der Peripherie beschränkt. Die naheliegende Überlegung war: Was in Städten wie Mailand, München, Wien, Zürich an Bildungsformen erreichbar ist, könnte doch transferierbar sein.

Mit Mitteln des Sozialfonds der EU Aussenstelle Bozen haben wir dieses Ziel dann verfolgt und in konkrete Programme gegossen. Im Zentrum der Bemühungen stand eine Ausbildung für Handwerker. Basierend auf deren Grundausbildung und einem spezifischen Interesse für gute Formgebung sollten Vertiefungen geboten werden, die einerseits den Horizont erweitern, andererseits den Blick auf das vor Ort Wertvolle lenken. Ich möchte das kurz vorstellen und mich auf die Elemente konzentrieren, die anders waren als in den bekannten Bildungsinstitutionen.

Wir streben ein eng verwobenes Netz von Praxis und Theorie an

Diese Forderung ist irgendwie selbstverständlich und unspektakulär. Aber sie ist im detaillierten Ablauf einer Berufsbildung nicht leicht umzusetzen. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, die Lehrer so weit zu motivieren, dass sie theoretische Darstellungen in dem Moment einbringen, wo (vielleicht durch einen anderen Lehrer) ein konkretes Problem praktisch bearbeitet wird. Das ist nicht leicht zu erwirken, weil es ein sehr hohes Mass an



Modell in Gips. Unterrichtsraum Kloster Münstair.

Abstimmung unter den Lehrern verlangt. Aber man kann mit engagierter Organisation und ebensolchen Lehrern zu dieser vernetzten Art von Abläufen kommen.

Materialkenntnis

Die Vermittlung von Fachkenntnissen in Fachschulen macht mit zahlreichen Normen für Materialeigenschaften bekannt. Dies bietet eine Grundlage für gesetzeskonformes Erfüllen von Aufträgen. Selten führt das jedoch zur feineren, anwendungsbezogenen Wahrnehmung von sensorischen Qualitäten der Materialien. Am wenigsten zur Unterscheidung der herkunftsspezifischen Unterschiede von Naturmaterialien (Beispiele: Holz, Stein, Web- und Flechtmaterialien). Dem gegensteuernd versuchen wir konsequent, unseren Teilnehmern unterschiedliche Naturmaterialien in die Hand zu geben und lassen sie Erfahrungen damit machen, in funktioneller wie in formgeberischer Hinsicht.

Kulturgeschichte

Ein Fach, das an Fachschulen kaum vorkommt. Zusammen mit einem Kollegen von der Universität Innsbruck haben wir in mehreren Anläufen eine Kulturgeschichte entwickelt, die erzählend vorträgt, was z. B. den Hellenismus und die Spätantike, die Roma-

nik und Gotik, die Renaissance, den Barock, die Gründerzeit, den Jugendstil, die klassische Moderne oder die Bauhausbewegung im Rahmen der zugehörigen Geschichte, Sozialgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte aus- und kennzeichnet. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es zwar einen ungleich höheren Vorbereitungsaufwand braucht, um zu einer treffenden erzählerischen Form zu finden, dass aber am Ende keineswegs zu befürchten ist, dass diese Form der Mitteilung weniger dicht, weniger informativ, etwa gar mangelhaft, weil unpräzise wäre.

Sprache

Sprache hat auch für einen Schreiner, Schmied oder Maurer eine hohe Bedeutung. Nicht nur, weil es die neuen Formen des Auftretts gegenüber Kunden, im Web, und im beruflichen Netz erfordern und auch nicht nur, weil der bewusste Umgang mit Sprache die eigene Identität stärkt. Sprache hat eine besonders hilfreiche Funktion im Arbeits- und Gestaltungsprozess. Immer, wenn man in einem Problem steckenbleibt, kann es geradezu repetitiv nützlich sein, den Versuch einer sprachlichen Beschreibung des momentanen Standes der Dinge zu versuchen.

Ein einfaches, strukturelles Merkmal von natürlichen Sprachen bewirkt dies. Der entscheidende Grund dafür liegt darin, dass Wörter im Verbund natürlicher Sprachen kaum je nur eine einzige Bedeutung haben. Es umgibt sie ein Bedeutungsfeld mit unscharfen Rändern. Dies wird sichtbar, sobald man ein treffendes Wort für eine spezifische Konstellation sucht. Die bewusst beschreibende Verwendung von Wörtern innerhalb von ebensolchen Satzgeflechten führt deshalb oft zu Bedeutungen, an die man bisher nicht gedacht hat und mit denen sich nicht selten unverhoffte Lösungswege abzeichnen – für zeichnerische Entwürfe ebenso wie für methodische Überlegungen.

Diesen Effekt kann man nicht theoretisch plausibel machen, sondern nur in praktischen Übungen. Denn gerade ein handwerklich-künstlerisches Publikum erwartet das Finden von Lösungen primär im zeichnerischen Entwurf, vielleicht noch in der Diskussion mit Kollegen, kaum aber in gezielten verbalen Beschreibungsversuchen für das Problem oder die Aufgabe. Man ist überrascht, wenn sich in den zugehörigen Übungen zeigt, dass es eine sehr fruchtbare Liaison zwischen Sprache und zeichnerischem Entwurf geben kann und nutzt dies in der Folge auch selbständig.

Formgebung

Die Hinwendung zum *Design* wurde lange Zeit als einzig möglicher Weg zur Rettung des Handwerks betrachtet. Wir unterrichten dennoch nicht nach den Zielsetzungen des *Design*. Wir glauben, dass starke und attraktive Dinge entstehen können, wenn sich ihre Schöpfer einer regionalen Kultur, einer hohen Dienstbarkeit der Produkte und in deren Entwicklung einer lebensformbezogenen Klugheit verpflichtet fühlen. Dies zielt auf Dinge, die nicht zeit- und wortlos gültig sein wollen, sondern sich freiwillig binden an eine Region, an deren Geschichte, an ihre Dienstbarkeit im Rahmen gegebener Strukturen. Gleichzeitig zielt das natürlich auf Dinge, von denen man sich wünscht, dass ihre Lebenszeit lange sein möge. Das sind Eckpunkte, die wir in unserer Ausbildung für Formgebung als wichtig erachten und die wir anhand von konkreten Übungsbeispielen verfolgen.

Aus deren Perspektive haben die Anforderungen an die Teilnehmer solcher Übungen eine andere Rangordnung als im klassischen Design: Nicht der unverwechselbare subjektive Entwurf und die Neuheit der gefundenen Form haben oberste Priorität, sondern das Einfühlungsvermögen einer Person für den Kontext der Gestaltungsaufgabe. Auch für die Materialwahl gibt es andere Kriterien als im Design. Beim Blick auf das Material hat nicht die mögliche Umsetzbarkeit einer gefundenen Form den Vorrang, sondern seine Angemessenheit, seine Nachhaltigkeit in der Funktion, seine Herkunftsnähe zum Verwendungsbereich, seine sensorischen Qualitäten und, wenn möglich, auch eine Bearbeitbarkeit, die nicht allzu weit entfernt ist von dem, was Hände vermögen. Es geht dabei nicht um eine nostalgische Neuauflage der Arts and Crafts-Bewegung von John Ruskin und William Morris. Aber es geht (sehr wohl im Sinne der genannten Bewegung) um die Suche nach einer Handschrift, die an den gefertigten Dingen ablesbar ist.

Schule der Wahrnehmung

Für alle fünf der genannten Punkte gilt: Es braucht zu ihrer Unterstützung eine Schule der Wahrnehmung. Wir verstehen darunter eine Schule, die das Messbare als nützlich, aber bei weitem nicht als vollständige Information oder als gar als zureichendes Suchfeld ansieht. Für dessen Erweiterung müssen Grenzen überschritten werden, die durch die Entwicklung medialen Informationsaustausches, aber auch durch die Eigenart unserer



Übung im subtraktiven
Hervorholen von Formen.

Bildungssysteme aufgebaut wurden und in ihrer Wirkung lange Zeit unbemerkt blieben. Eine dieser Grenzen erschwert den Übergang vom zweidimensionalen Bild zur erfahrbaren Tiefe des Raumes. Durch die Fülle der angebotenen Bilder ist das Subjekt mit dem Vergleich von Bildern beschäftigt und geht allzu selten über die Bildebene hinaus, um Dinge und ihren Raum sensorisch, i. e. anfassend, sehend und spürend wahrzunehmen. Eine andere Grenze markiert den Bereich von Rationalität, Logik und denotativ-quantifizierendem Beschreiben. Auch dieser Bereich ist reich genug, um sich selbst zu genügen und doch ist er nicht ausreichend, um eine komplexe Umwelt zu verstehen.

Es gibt gegenwärtig einen Hunger nach Erfahrungen, die über die Bildebene hinausgehen. Die Haptik der Hände ist für viele Menschen zur terra incognita geworden, zugleich zu einer vielversprechenden Erfahrungswelt. Auf der aktiven Seite führt sie zu Dingen, die mit ihrem Schöpfer, aber auch mit einem sensiblen Nutzer oder Besitzer dauerhaftere, vielfältigere und erfreulichere Verbindungen haben als das maschinelle Grossserienprodukt. Es tut sich eine Welt von Möglichkeiten der Entfaltung auf, die anders als zu Zeiten Ruskins sich nicht mehr über die Gegnerschaft zur Maschine definieren und verteidigen muss.

Bildungsmässig gibt es für den Gang in solche Richtungen noch erstaunlich wenige Möglichkeiten. Allerdings zeigen die Angebote im Bereich Weiterbildung eine grosse Fülle von kleinen Ansätzen, die zumindest die Richtung der neuen Suche bestätigen. Den grösseren zeitlichen Bogen, unentbehrlich für eine wirkungsvolle Begleitung in die Authentizität der Teilnehmer, bieten sie zumeist noch nicht. Aber auch das scheint sich in ersten Ansätzen zu ändern.

Was kann man mit einer solchen Ausbildung tun?

- eine persönliche und berufliche Identität bilden
- zu befriedigenden Tätigkeiten finden (etwas Bestimmtes in die Hand nehmen und mit den Händen Wertvolles schaffen)
- für jemand Wertvolles schaffen und damit das soziale Netz dichter knüpfen
- niemals garantiert aber möglich: Erfolg, Subsistenz, ganzheitliche Lebensform finden.

Wie die Identität, die Lebensform, die Formen von beruflichen Tätigkeiten und deren Vernetzungen im Detail aussehen, kann und sollte man nicht entwerfen, jedoch ihre Entwicklung begleiten. Das tun und versuchen wir im Rahmen dieses Pilotprojektes auch über den Abschluss der Ausbildung hinaus. Unsere Absolventen sind untereinander und mit uns in guter Verbindung. Lehrer und Schüler suchen gemeinsam weiter. Diese Suche hat jeweils den Hintergrund von konkreten Orten. In unserem Falle sind es Orte der Peripherie, die sich in ihrer Eigenart deutlich unterscheiden von Orten in den urbanen Ballungsräumen. Das bewusste Wahrnehmen der jeweiligen Eigenart peripherer Orte öffnet Perspektiven, die als attraktiv erlebt werden. Wichtig wäre es nun, dass dies weiter «Schule macht». Ein kraftvoller Schritt wurde kürzlich mit der Gründung des Vereins «Bildung Handwerk» gesetzt, der die Durchführung einer Variante dieser Ausbildung in Graubünden voranbringen und ideell tragen wird. In einem weiteren Schritt könnte ein Forschungsinstitut als Komplement der Ausbildung dazukommen. Dafür gibt es einen in mehrfacher Hinsicht dringenden Bedarf, denn sowohl das Handwerk als auch die Peripherie blieben auf der rasanten Fahrt wissenschaftlicher Forschung zumeist im Outside der Interessen. Beide haben anziehende Potentiale, die auch durch geeignete Forschung verstärkend freigelegt werden können.

Die Erarbeitung dieses Beitrags wurde von der Denkmalpflege Graubünden und vom Bündner Heimatschutz unterstützt.

Josef Perger ist Dozent an der Universität Innsbruck und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl von Gion A. Caminada an der ETH-Zürich. Im Februar 2015 erhielt er den Anerkennungspreis der Stiftung Bündner Kunsthandwerk. Aktuelle Publikation zum Thema: «Beyond Modernisms. A manifesto for dealing with rural culture of building, cultural landscape, crafts, identity and diversity». In: Thomas Gronegger et al.: Inside outside in between I/II working with a village. New Design University St. Pölten. 2014.

Adresse des Autors: Dr. habil. Josef Perger, Rutitsch 207, 7537 Müstair

Der Hof des Klosters Fulda in Riom

Heinz Gabathuler

Riom ist das einzige Bündner Dorf, das gleich in drei schriftlichen Quellen schon aus der karolingischen Zeit erscheint. Diese nennen das Dorf (*villa*), den Hof (*curtis*) und den Ort (*locus*) Riom als Zentrum eines umfangreichen Besitztums im Oberhalbstein. Zwei dieser Quellen sind seit langem bekannt und im Bündner Urkundenbuch berücksichtigt, machen aber nur einige unvollständige oder summarische Angaben. Die dritte Quelle blieb der Bündner Forschung bislang verborgen, obwohl sie schon im 18./19. Jahrhundert veröffentlicht wurde. Sie stammt aus dem hessischen Kloster Fulda und ist die wichtigste schriftliche Quelle zum Oberhalbstein, weil sie zusätzliche Angaben enthält und mit mehreren Einzelheiten ergänzt.

Dorf, Hof und Ort Riom im frühen Mittelalter

Zum ersten Mal erscheint die *villa Riamio* im rätischen Reichsurbar 842/843¹ als königliches Lehen (*beneficium*) mit Äckern und Wiesen, zu dem auch dreieinhalb Alpen, zwölf Huben und eine Mühle (*Alpes III et dimidiam. Mansos XII. Molinum I*) gehörten. Im Dorf Riom lag eine Kirche mit Zehntrecht, die auch über den Zehnten von Tinizong verfügte (*Est ibi ecclesia cum decima de ipsa villa. Et de Tinnazune*). Nach den beiden Zehntnennungen gibt die Abschrift des Reichsurbars mit einer punktierten Zeile zu erkennen, dass in der Vorlage noch ein weiteres, aber nicht mehr lesbares Zubehör verzeichnet war. Dieser Leerzeile folgen vier lückenhafte Schlusszeilen, die eine namenlose *curtis* enthalten. Otto P. Clavadetscher hält es für «ausgeschlossen», dass dieser Hof ebenfalls zum königlichen Lehen gehört hat, weil im Reichsurbar nur von einer *villa* und nicht auch von einer *curtis* Riom die Rede sei. Deshalb bezieht er den «Schlusspassus fast mit Sicherheit auf das talaufwärts folgende Savognin» und ergänzt die nicht mehr lesbare Zeile mit einer vermuteten *curtis* Savognin, die mit der frühmittelalterlichen Kirche St. Michael einen selbständigen Königshof (*curtis dominica*) gebildet haben soll.²

Ein weiteres Mal erscheint der *locus Riammas* 904³ im Besitz eines Ruodbert, der sein Eigengut (*proprio meo*) in Churrätien (*in Retia Curiense*) mit dem hessischen Kloster Lorsch tauschte. Er erhielt beim schwäbischen Kirchheim unter Teck seinen eigenen Gütern

benachbartes Klostergut, das Lorsch schon seit 776 besass.⁴ Sein Besitz im Ort Riom war eine Schenkung des Königs Arnulf († 899) und bestand aus Kleinhöfen, Gebäuden, Hörigen (*curtilibus, aedificiis, mancipiis*) und aus einer Taufkirche mit Zehnten (*ecclesia baptismali, decimis*). Dieser geschenkte Besitz dürfte noch das ganze königliche Lehen 842/843 umfasst haben, das Ruodbert zu Händen des Lorsch Abtes und dessen Vogtes aufgab, des rätischen Grafen Burkhard. Es muss sich jedenfalls um einen bedeutenden Rechtsakt gehandelt haben, weil er an einem Hoftag in der Königspfalz Ingelheim am Mittelrhein vor dem König Ludwig dem Kind († 911) und vor fünf Grafen als Zeugen stattfand. Ruodbert kann schon 889⁵ zur alemannischen Führungsschicht (*primores populi*) auf der schwäbischen Baar gezählt haben und in Dürrheim als erster Zeuge des Grafen Burkhard aufgetreten sein. Falls dies zutrifft, erhielt er die königliche Schenkung vielleicht auf Intervention des alemannischen Grafen nach dessen Übernahme der Grafschaft in Rätien.

Die unvollständigen und summarischen Angaben der beiden bekannten Quellen ergänzt ein rheinfränkisches Cartular aus dem Kloster Fulda, ein Kopialbuch mit kurzen Notizen zu Schenkungsurkunden. Es ist zwar im Original erhalten, aber aus einer viel späteren und stark bearbeiteten Abschrift veröffentlicht worden.⁶ Ein längerer Eintrag beschreibt die *curtis Reamnis* des heiligen Bonifatius, der als Missions-Bischof 744 das Kloster Fulda in Hessen gegründet hatte. Der Hof Riom in Churrätien wurde nachträglich – wohl aus Platzgründen – zwischen die Schenkungen im Elsass (*de Alsatia*) und im Wormsgau (*de pago Wormacense*) eingeschrieben. Das Kopialbuch soll vor 830 entstanden, der Nachtrag als «Abschrift einer Einkünftenotiz» nach 932 erfolgt sein (Cartular, fol. 9v):⁷ *In Curuualohon ad curtem s(an)c(t)i Bonifatii quae Reamnis uocatur pertinent mansae XII. Ex his ueniunt librae XII. Ibi sunt III aecclesiae, ex his singulis sol(idi) X in festiuitate s(an)c(t)i Michahelis dabuntur. Sunt etiam ibi III montes qui uocantur alpes, ex singulis his debet de caseis uenire tria milia et tres saginati porci. Ibique sunt duae mansiones, ex una debentur sol(idi) XXX, ex altera XIII de grano et foeno unum plenum stabulum. Et si aut ipse abba uult uenire aut suum nuntium mittere, presbiter cum sua propria re illum debet procurare et unum pallium debet adquirere, et si non uenerit, persoluat ministerium.*

Zum Hof Riom gehörten immer noch zwölf Huben, die gemeinsam zwölf Pfund bezahlten, und drei Alpen, die zusammen 9000 Käse und neun Mastschweine (*saginati porci*) lieferten. Neu sind aber drei Kirchen erwähnt, von denen jede am Festtag des heili-

	842/843	(vor 876)	904
Alpen	3½	3	
Huben	12	12	Kleinhöfe
Mühle	1		
Kirchen	1	3	Taufkirche
Zehnten	2+(1)	(3)	(3)
Herbergen		2	
Stallung		1	

Dorf, Hof und Ort Riom im frühen Mittelalter.

gen Michael (29. September) zehn Schilling zu bezahlen hatte. Offensichtlich gehörten schon in karolingischer Zeit zur Kirche von Riom zwei Filialkirchen. Diese lagen wohl in Tinizong und in Savognin, über deren Zehnten verfügte der Priester der Haupt- und Taufkirche. Die punktierte Leerzeile nach der Zehntnennung *Et de Tinnazune* im Reichsurbar darf deshalb mit *Et de (Savognin)* ergänzt werden. Dies bestätigt die Annahme, dass auch Savognin ein Reichsgut war, nicht aber, dass seine Zugehörigkeit zum königlichen Lehen Riom «ausgeschlossen» werden muss. Und die Nennung der *curtis* Riom bedeutet, dass die Begriffe *villa* und *curtis* synonym verwendet wurden und dasselbe Objekt bezeichnen konnten. Savognin war demnach im frühen Mittelalter kein selbständiger Königshof, sondern der Standort einer Kirche ohne Zehntrecht und einer oder mehrerer Huben im *beneficium* Riom. Ebenfalls neu werden zwei Herbergen (*mansiones*) erwähnt, von denen die eine 30 Schilling, die andere wahrscheinlich 14 Schilling und eine mit Korn und Heu (*de grano et foeno*) gefüllte Stallung (*plenum stabulum*) schuldete. Auf eine solche Deutung der unklaren Formulierung weist ein Eintrag im Reichsurbar,⁸ wonach ein *stabulum* in Bivio 50 Schilling zu bezahlen hatte, wenn ihm kein Heu entnommen wurde. Offenbar gehörte zu einer der beiden Herbergen in Riom ein Stall mit einer Scheune, die Korn- und Heuvorräte zu lagern hatte. Die Nennung von Herbergen und Stallung im Oberhalbstein ergänzt die bisher bekannte Verkehrsorganisation an der Septimerstrasse mit dem *stabulum* in Bivio und den drei Gasthäusern (*tabernae*) in Lantsch/Lenz und in Marmorera.⁹ Die Begriffe *mansio* und *taberna* wurden ebenfalls synonym verwendet und konnten gleichartige Verkehrseinrichtungen bezeichnen; schon das Reichsurbar¹⁰ nennt sechs *mansiones* im vorarlbergischen Drusiana-Tal (*in pago vallis Drusianae*). Mit je zwei Herbergen waren Riom und Lantsch/Lenz die wichtigsten Rastor-

te im alpenquerenden Verkehr zwischen Chur und Chiavenna. Damit bestätigt sich auch die Kontinuität in der Verkehrsorganisation von der Spätantike bis ins Frühmittelalter, denn in Riom wurde eine schon römische Raststätte ausgegraben.¹¹

Eine königliche Schenkung

Das Kloster Fulda dürfte seinen churrätischen Hof vom König Ludwig dem Deutschen (†876) erhalten haben, der 842/843 das ostfränkische Reich begründete. Einen möglichen Anlass für eine derart abgelegene Schenkung bietet die Gesandtschaft des Abtes Thieto 859¹² nach Italien, der auf seiner Rückreise dem König am Bodensee (*iuxta lacum Briganticum*) Bericht erstattete. Vom Papst erhielt der Abt 859¹³ ein Privileg mit der Auflage, regelmässig (*congruis temporis*) über die klösterliche Ordnung (*religio monastica*) zu berichten, was gelegentliche Reisen von Fulda nach Rom bedingte. Der Weg nach Italien führte durch Churrätien, worauf auch die Güter des Klosters in Konstanz (*de Chostenze*) und in Bregenz (*de Bregenze*) weisen.¹⁴ Auf der Durchreise hatte der Priester von Riom den Abt oder seinen Boten (*nuntium*) auf eigene Kosten (*cum sua propria re*) zu betreuen und ihm ein Gewand (*pallium*) zu beschaffen. Wenn aber kein Besuch aus Fulda erschien, hatte der Priester seine Abgaben an ein *ministerium* zu leisten; damit kann nur das im Reichsurbar¹⁵ genannte Ministerium im Oberhalbstein (*de Impitinis/in Impedinis*) gemeint sein. Vielleicht besass das Kloster nur ein Nutzungsrecht in Riom – und nur dann, wenn es dieses Recht vor Ort nutzen wollte.

Savognin erscheint als Hof erst 1154,¹⁶ als ihn (*curiam de Sueningin*) der Bischof Adelgott dem Kloster St. Luzi übergab. Demnach war Savognin schon im hohen Mittelalter aus dem königlichen Hofverband ausgeschieden, während Riom und Tinizong bis ins späte Mittelalter in weltlichen Händen blieben. Tinizong erscheint erst 1160¹⁷ wieder mit dem *dominus* und *presbyter* Ulrich (*de Tingezun*), den Ulrich von Tarasp als Ministerialen dem Churer Bischof schenkte; er ist als Priester Ulrich (*de Tinnazune*) auch im Churer Totenbuch¹⁸ verzeichnet. 1258¹⁹ verkaufte Berall von Wangen dem Bischof für 300 Mark Burg und Hof Riom (*Riamis*) mit allem Zubehör im Oberhalbstein (*Suprasaxo*) an Äckern, Wiesen, Alpen, Knechten und Mägden (*agros, prata, alpes, servos et ancillas*). Dazu gehörte auch das Patronatsrecht der Kirchen von Riom und von Tinizong (*Digzun*), während die Filialkirche in Savognin nicht genannt wird. Nicht dazu gehörten

aber die Mannlehen (*vulgo manlien*) genannten Lehengüter (*feudis*), deren Inhaber die Nachfolger der frühmittelalterlichen Hubenbauern waren. Der Churer Bischof wurde zwar als spätmittelalterlicher Nachfolger des königlichen Benefiziars 842/843 zum Herrn im Oberhalbstein, nicht aber zum Eigentümer des gesamten im rätischen Reichsurbar verzeichneten königlichen Benefiziums.

Heinz Gabathuler hat an der Universität Zürich Germanistik und Publizistik studiert und ist Verfasser mehrerer Beiträge zur rätischen Geschichte.

Adresse des Autors: lic. phil. Heinz Gabathuler, Plans, 9479 Oberschan

Quellen

BUB

Bündner Urkundenbuch, Bd. I, bearb. von Elisabeth Meyer-Marthaler und Franz Perret, Chur 1955; Bd. II (neu), bearb. von Otto P. Clavadetscher und Lothar Deplazes, Chur 2004.

Endnoten

1 BUB I, Anhang S. 396.

2 Otto P. Clavadetscher, Die Urkunde Bischof Adelgotts von Chur vom Jahre 1154 für St. Luzi in Chur, in: Geschichte und Kultur Churrätens, hg. von Ursus Brunold/Lothar Deplazes, Disentis 1986, S. 311–329, Zitate S. 325–326.

3 904: BUB I, Nr. 86.

4 776: Codex Laureshamensis, Bd. 2, hg. von Karl Glöckner, Darmstadt 1936, Nr. 2444.

5 889: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Bd. II, bearb. von Hermann Wartmann, Zürich 1866, Nr. 673.

6 Traditiones et Antiquitates Fuldenses, hg. von Ernst F. J. Dronke, Fulda 1844, Cap. 3, Nr. 16 (*Ex codice Eberhardi monachi*).

7 Eckhard Freise, Studien zum Einzugsbereich der Klostergemeinschaft von Fulda, in: Die Klostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter, hg. von Karl Schmid, Bd. 2.3, München 1978, S. 1003–1269, Zitat S. 1070 mit Anm. 399 (Grossschreibung und Interpunktion angepasst).

8 BUB I, Anhang S. 394.

9 Otto P. Clavadetscher, Verkehrsorganisation in Rätien zur Karolingerzeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 5 (1955), S. 1–30, hier S. 28–29 (Julierroute).

10 BUB I, Anhang S. 380.

11 René Matteotti, Die römische Anlage von Riom GR, in: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 85 (2002), S. 103–196.

12 759: Annales Fuldenses, hg. von Friedrich Kurze (MGH SS rer. Germ.), Hannover 1891, S. 53.

13 759: Codex diplomaticus Fuldensis, hg. von Ernst F. J. Dronke, Kassel 1850, Nr. 575.

14 Traditiones (wie Anm. 6), Cap. 40, Nr. 76, 80.

15 BUB I, Anhang S. 394–395.

16 1154: BUB I, Nr. 330 (Abschrift *curias*); Clavadetscher (wie Anm. 2), S. 324, 328 (Original *curiam*).

17 1160: BUB I, Nr. 341.

18 Necrologium Curiense. Mittelalterliche Toten- und Jahrzeitbücher der Kathedrale Chur, Faksimile, hg. von Ursus BRUNOLD/Jürg L. MURARO, Dietikon-Zürich 2008, Codex C, 20. April.

19 1258: BUB II (neu), Nr. 1003–1004.